

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsch-Südwest im Weltkrieg

Suchier, Walther

Berlin, 1918

Unterm "Roten Kreuz"

urn:nbn:de:bsz:31-39997

Botha vorbehalten, die Würdelosigkeit auf die Spitze zu treiben und das Gefechtsfeld, auf dem eine Handvoll Deutscher gegen erdrückende Übermacht im Kampf um Dasein und Heimat verblutete, tatsächlich zum Sportplatz zu erniedrigen — jeder Zoll ein Held! Und das will bei Bothas körperlichen Dimensionen ziemlich viel heißen. — Eine weitgehende Seelenverwandtschaft mit dem sportlichen Lloyd George ist unverkennbar. Hut ab! Wir wollen's ihm nicht vergessen, was er uns getan!

Unterm „Roten Kreuz“.

Die Sonne versank, und mit der Dämmerung kam der Befehl zum Rückmarsch. Bei der Pforte war es totenstill geworden, vom Swakoptale dröhnten schwere Detonationen herauf; dort sprengten und vernichteten sie, was nicht mitgenommen werden konnte. Unsere gesamte Bagage war bei dem plötzlichen Abmarsch von Modderfontein im Sande liegen geblieben und mußte zurückgelassen werden. Mit schwerem Herzen und leichtem Gepäck, das für die kommenden Wochen und Monate nur noch aus dem Inhalt der Packtaschen bestand, rückten wir mit einbrechender Dunkelheit von Tafalswater ab. Zum ersten Male seit Beginn des Krieges hatte der Kampf mit einem Mißerfolg für uns geendigt, der für das Schutzgebiet ernste Folgen haben mußte.

In gedrückter Stimmung ritten wir auf unseren elenden Säulen langsam nordostwärts in die Nacht hinein und konnten den Gedanken nicht mehr los werden: „Das war der Anfang vom Ende!“ — Nachts 2 Uhr kamen wir in Dorstrivier an. Die Gegend war trostlos, der Boden mit Steinbrocken dicht besät; die Verpflegung

fiel aus. Müde und apathisch warf ich mich hin, wo ich stand, und schlief mich kreuzlahm auf den faustgroßen Steinen. — Am nächsten Tag ging's weiter, noch immer zurück in die Berge hinein, bis auf die Linie Kubas—Ubib — Stingsbank, die vorläufig gehalten werden sollte.

Noch am gleichen Abend bekam ich den Befehl, die etwa 60 km lange Strecke nach Sakalswater zurückzukehren, um das Gefechtsfeld nach Verwundeten und Toten abzusuchen. — Die Nacht ging hin mit Vorbereitungen. Das Kommando stellte einen kleinen Zug der alten Staatsbahn bereit, der uns bis zur Station Sakalswater bringen sollte. Wasser, Lebensmittel, Verbandmaterial wurden mit Mühe zusammengepumpt, die Pferde und Packtiere verladen und am 22. März früh mit Sonnenaufgang die Reise angetreten. In meiner Begleitung befanden sich: 1 Sanitätssergeant, 1 Zugführer, 2 Maschinisten und 12 Eingeborene als Träger. Der kleine schwarze Zug, der langsam durch die Namib keuchte, hob sich von dem hellen Sande auf viele Kilometer weithin sichtbar ab; auf der Maschine flatterte, noch auffallender in dem ganzen Bild, eine große Rotes Kreuz-Flagge. Jeder der Leute trug wie ich selbst am Arm die Genfer Binde. Sämtliche Waffen waren auf ausdrücklichen Befehl zurückgelassen worden — wir fuhren ja im Schutze des Roten Kreuzes! Was will man mehr?

Die Station Sphing war passiert; in langsamer vorsichtiger Fahrt näherten wir uns unserem Ziel und hielten mit den Gläsern fleißig Umschau. Lähmende Stille lag über der Namib, deren Berge noch vor 36 Stunden vom Lärm des Kampfes widergehallt, als

wäre sie nie aus ihrer starren Ruhe erwacht; Sonne, Sand, Fels — weit und breit keine Andeutung vom Gegner. Langsam fuhren wir in die Station Jakalswater ein. Sie lag unverändert, wie wir sie verlassen hatten; tote Pferde, Kleider- und Verbandsecken, da und dort die Leiche eines Eingeborenen und über dem Ganzen ein süßlicher Geruch von Verwesung. Es war unverkennbar, daß seit unserem Abrücken die Gebäude von niemandem betreten worden waren; desto besser! — Es mochte 11 Uhr mittags sein. Da ich dem auffallend tiefen Frieden ringsum nicht recht traute, ging ich mit der Genfer Flagge in der Hand auf eine kleine Anhöhe zu, um mich über den Stand der Dinge zu vergewissern.

Aber so weit kam ich gar nicht. Ich hatte noch keine 20 Schritt die Station verlassen, da pffir mir schon Infanteriefire entgegen und belehrte mich, daß in meiner Rechnung verschiedenes nicht stimmte: Also besetzt war die Gegend doch! Aber daß sie auf das Rote Kreuz schossen, das wollte ich noch nicht glauben; das mußte doch ein Irrtum sein! Ich blieb stehen, hob nochmals meine Flagge hoch und winkte langsam und feierlich hinüber, in der festen Überzeugung, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlen würde. Da kam auch schon die Antwort: fffir — fffir — piuhhh — pfeifend klatschten die Geschosse rings um mich her in die Steine und befreiten mich ebenso schnell wie gründlich von meinen Illusionen. Die Lage wurde ungemütlich; an ein Versehen konnte ich nicht mehr glauben, eine Waffe hatte keiner von uns bei sich. In langen Sprüngen suchten wir hinter dem Stationsgebäude Deckung; hier blieb nur eine Möglichkeit, wenn sie noch blieb: Fort! — So schnell wie mög-

lich! — Wir sprangen auf den Zug und suchten mit Bolldampf zu entkommen.

Da setzten auch schon von rückwärts die Geschosse daher, und gleichzeitig hörten wir ein weithin schallendes bang-bang, als schlug Eisen auf Eisen. Jetzt wußten wir Bescheid: Sie hatten das Geleise abgebrochen, wir saßen in der Falle! Die Schießerei ließ noch immer nicht nach und zwang uns abermals, in die Station zurückzufahren, um hinter den Gebäuden Deckung zu suchen. Dann wurde weiter gewartet und mit den Flaggen gewinkt; einmal mußten sie ja zur Vernunft kommen. — Allmählich beruhigten sie sich und brachen das einseitige Gesecht ab. Im Hintergrunde tauchte aus den Büschen ein Reiter auf, der ein schmutziges Taschentuch hochhielt und sich damit als Parlamentär zu erkennen gab. Ich ging ihm langsam entgegen — die Genfer Flagge nahm ich vorsichtshalber abermals mit, wengleich mein Vertrauen zu ihr stark erschüttert war — und wartete der Dinge die da kommen sollten.

Zögernd kam er auf mich zu, in der Linken sein Taschentuch schwenkend, in der Rechten den Revolver und fragte nach dem Zweck unserer Anwesenheit. Es war ein waschechter Bursche, anscheinend Unteroffizier. Ich erklärte ihm — nicht eben in den liebenswürdigsten Worten —, ich wäre gekommen, um mich um unsere Toten und Verwundeten zu kümmern, wäre ebenso wie meine Leute unbewaffnet und empört über die niederträchtige Art und Weise, in der sie das Rote-Kreuz-Zeichen mißachteten; im übrigen wünschte ich mit einem Offizier zu verhandeln.

Er ließ mich ruhig fertig schimpfen, sagte: „All

right, wait a minute“ und verschwand wieder im Hintergrund. Ich stand abermals 20 Minuten allein in der Sonnenglut und wiederholte alle englischen Grobheiten, deren ich mich zu entsinnen wußte, um sie dem nächsten aufzutischen, der kommen würde. Dann erschien wieder einer, diesmal zu Fuß und ohne Taschentuch, aber die entsicherte Mauserpistole in der Hand, und kam schnell auf mich zu. Er war Engländer, Major, eine große trainierte Gestalt, elegant vom Scheitel bis zur Sohle. Drei Schritte vor mir blieb er stehen und fragte: „Warum zeigen Sie Ihre Flagge erst jetzt?“

Ich war sprachlos! — Da war allerdings jede weitere Erörterung zwecklos; er drehte den Stiel um, schob mir die Verantwortung zu und erklärte mir auf alle Einwände kurz und bündig: „Ihre Flagge haben wir nicht gesehen! Ich bedaure, daß geschossen worden ist, aber es ist nicht mehr zu ändern.“ Dann fragte er wiederholt, ob wir auch wirklich unbewaffnet, „all medical men“, und in harmloser Absicht gekommen wären, winkte einige bewaffnete Soldaten heran und forderte mich auf, vor ihm her zu gehen auf die Station zu. Er folgte in zehn Schritt Abstand, immer die Pistole in der Hand; hinter ihm seine Leute. — Ich steuerte auf den Zug los, wurde aber von meinem Major bedeutet, ich solle ins Stationsgebäude gehen.

Er folgte noch zögernder und hielt sich scharf auf meiner Spur. Jetzt wurde mir die Geschichte klar: Er fürchtete, auf Tretninen zu stoßen, und wollte aus meinem Verhalten schließen, ob die Gegend rein sei; deshalb war auch tatsächlich Sakalswater noch nicht besetzt worden. — Dann wurde der Zug auf Waffen durchsucht, abermals einer der Leute zurückgeschickt, um bei

einem „general“, der irgendwo im Hintergrund verborgen sein mußte, „instructions“ zu holen, und ich erhielt endlich die Erlaubnis, das Gefechtsfeld abzusuchen. Ich sollte mit Sonnenuntergang zurück sein.

Es war mittlerweile 2 Uhr geworden, und ich wollte so schnell wie möglich zur „Pforte“ vorgehen, von der sich seit dem Gefecht kein Lebewesen zu uns zurückgefunden hatte außer einem verwundeten Pferd und dem halb verdursteten Hund eines deutschen Offiziers, den ich unterwegs aufgelesen und in den Zug genommen hatte. Wir hatten noch 15 km Marsch vor uns, und Eile tat not; wenn noch einer der Verwundeten lebte und nicht gefunden worden war, war es allerhöchste Zeit; seit dem Gefecht waren nunmehr fast 48 Stunden verflossen. — Wir setzten uns in Bewegung und fuhren in langsamem Tempo westwärts.

Ich hatte gehofft, mit dem Zuge bis dicht an die Pforte herankommen zu können; aber schon nach 3 km hörte das Vergnügen auf: Die Geleise standen gen Himmel, der Bahndamm war durch Sprengungen weit hin aufgerissen. Es mußte alles ausgeladen, gesattelt und das Gepäck den Trägern aufgebrummt werden; der Zug blieb unter Bedeckung eines Maschinisten auf offener Strecke stehen; die anderen Eisenbahner schlossen sich freiwillig an, um bei der Nachsuche behilflich zu sein, die ich mit meinem einzigen Sanitätsfergeanten kaum allein bewältigen konnte. Wir zogen langsam weiter, jeden Augenblick gewärtig, wieder aus dem Hinterhalt angeknallt zu werden, und mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß die Genfer Flagge für uns zu einem wertlosen Klappen geworden war. — Wir näherten uns der Pforte

— was würden wir finden? Schon auf 2 km Entfernung strömte uns ein durchbringender Verwesungsgeruch entgegen; dann kam das erste jammervolle Bild.

Ich sah einen schwarzen Klumpen, in dem etwas Bewegung zu sein schien. Beim Näherkommen krampfte sich einem das Herz zusammen: Ein angeschossenes Maultier, halb verblutet und verschmachtet, umgeben von sechs mächtigen Aasgeiern, die auf das noch lebende Tier einhackten. Die widerlichen nackthalsigen Bestien ließen uns bis auf drei Schritt herankommen, ehe sie sich bequemen, mit zwei kleinen Sprüngen beiseite zu hüpfen; dann standen sie schon wieder und blickten gierig nach ihrem Opfer. Dieses Schauspiel wiederholte sich noch mehrmals. — Der Krieg in der Wüste ist grausam wie kein anderer; er bringt Bilder hervor, an die man sich lebenslänglich nur mit Grauen erinnert, ohne sie je vergessen zu können! — Wir liefen mit immer größerer Eile auf die Pforte zu; keiner sprach mehr ein Wort, aber jeder dachte dasselbe: Wenn wir nur nicht **M e n s c h e n** in dieser Lage finden!

Wir fanden keine — Gott sei Dank! Wir fanden überhaupt keine Verwundeten mehr und atmeten befreit auf, als wir annehmen konnten, daß alle Überlebenden vom Gegner entdeckt und geborgen seien. Diese Annahme hat sich später auch bestätigt. Was wir fanden, waren ausschließlich Leichen, die so schwere Verletzungen aufwiesen, daß an dem augenblicklich eingetretenen Tode nicht zu zweifeln war. — Wir alle sahen „die Pforte“ zum erstenmal. Wenn es einen Rahmen gibt, in den das Bild des Todes und der Zerstörung hineinpaßt, wie es sich jetzt unseren Blicken darbot, so ist es dieses finstere

leblose Felsentor, das in starrer, nicht zu überbietender Trostlosigkeit wie ein drohendes Menetekel aus der sonnendurchglühnten Sandwüste aufragt.

Wir fanden die deutschen Stellungen und konnten aus den in den Sand eingewühlten Spuren fast jede Phase des verzweifelten Kampfes erkennen. — Zerschossene Munitionswagen, zerschlagene Gewehre, aufgeblähte Pferdekadaver, menschliche Leichen, die bei der herrschenden Hitze schnell in Verwesung übergegangen und bis zur vollständigen Unkenntlichkeit entstellt waren, herumliegende Kleider- und Verbandsegen, Gräber von Freund und Feind bedeckten den zerstampften Boden und die steilen Abhänge der Berge. Jetzt erst erkannte ich, daß sich der Kampf über einen Raum von etwa 5 km Länge hingezogen haben mußte, und daß es mir mit meinen wenigen Leuten nicht möglich sein würde, das Absuchen des Gefechtsfeldes in einem Tage zu bewältigen.

Nach fünf Stunden angestrengtester Arbeit waren wir so weit, daß wenigstens der nördlich der Bahn gelegene Abschnitt abgesucht und die Toten zusammengetragen waren. Aber die Sonne stand auch schon tief am Himmel, und wir mußten uns beeilen, zurückzukommen. Als wir unseren Zug wieder erreichten, kam uns schon von weitem der Maschinist entgegengeläufen und berichtete: In unserer Abwesenheit waren drei Buren gekommen, hatten — angeblich um nach Waffen zu suchen — unser Gepäck durchstöbert, den Sanitätskasten aufgesprengt und sich schließlich wieder entfernt. Als ich mir den Schaden besah, war mein Fernglas, Wehrgehänge, einige andere Dinge, denen ein gewisser Wert anhaftete, und ein großer Teil unseres Proviantes verschwunden.

Aber es sollte noch besser kommen! — Mit Einbruch der Dämmerung fuhren wir wieder in Zakalswater ein — und staunten über den Empfang, der uns zuteil wurde, nicht weniger als über die unliebenswürdige Aufnahme am Vormittag: Auf dem Platz vor dem Stationsgebäude stand der Kommandeur der buriſchen Truppen, der ſich von ſeinen Leuten mit „general“ anreden ließ (es war ein Burenoberſt namens Lemmer), neben ihm der englische Stabsoffizier (Major Brink) und der englische Arzt. Dieſe Gruppe war umgeben von etwa 200 bis an die Zähne bewaffneten Buren, die mein kleines Häuflein neugierig und drohend anſtarrten. Ich meldete mich bei dem „General“ zurück und bekam zunächſt einen Anpfiſſ verpaßt, weil ich nicht mit, ſondern erſt nach Sonnenuntergang zurückgekommen war. Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß es bei der großen Ausdehnung des Gefechtsfeldes unmöglich geweſen ſei, in den paar Stunden die geſtellte Aufgabe zu löſen.

Dann erklärte er mir ſehr beſtimmt: „Now, you have to stay here!“ — Ich hatte einſtweilen noch gar nicht die Abſicht, mich zu entfernen, da ich am folgenden Tage nochmals zur Pforte zurück mußte, um die Nachſuche zu vollenden; aber ich fragte zur Vorſicht ſofort: „Was bedeutet das; habe ich mich als Gefangenen zu betrachten?“ — „D nein!“ antwortete er, „prisoner“ ſei ich als „red-crossman“ ſelbſtverſtändlich keineswegs, nur fortlaſſen könnte er uns nicht mehr; es ſei ja überdies recht ſchwierig, auf einem aufgeriſſenen Schienenſtrang wegzufahren! — Aha! „Gefangener“ war ich alſo nicht, nur „Feſtgehaltener“; ein ſehr feiner Unterſchied!

Später kam der englische Arzt noch zu mir, als ich im Kreise meiner drei Getreuen niedergeschlagen im Sande saß, bot mir Keks und Zigaretten an und wollte liebenswertig sein. Er erzählte, er hätte in Berlin studiert; wir unterhielten uns lange, und ich bat ihn nochmals, mir reinen Wein einzuschicken. Aber er wußte auch nichts Erfreuliches. Er meinte, ich für meine Person würde vielleicht wieder fortgelassen, aber der Zug, die Pferde und meine Leute würden auf alle Fälle zurückgehalten. Damit war auch mir die letzte Hoffnung genommen; selbst wenn ich meine Leute hätte verlassen wollen, der Weg zurück zu meinem Truppenteil durch die wasserlose Namib war zu Fuß eine Unmöglichkeit. Niedergeschlagen ergaben wir uns in unser Geschick, streckten uns im Sande aus und philosophierten über den Wert der Genfer Konvention.

Wir lagen noch keine zehn Minuten, als abermals ein Offizier erschien, der mir im Auftrage seines Kommandeurs unterbreitete, ich sollte für mich und meine Leute die ehrenwörtliche Zusicherung abgeben, daß in der Nacht sich niemand entfernte; sonst müßten „entsprechende Vorkehrungen“ getroffen werden. Ich erklärte mich bereit, für mich und meine vier weißen Begleiter die Verantwortung zu übernehmen, nicht aber für die zwölf Schwarzen, die ich an einem Fluchtversuch bei Nacht gar nicht hätte hindern können. Nach längerem Hin und Her gab er sich damit zufrieden, verlangte aber, daß wir noch am gleichen Abend (es war mittlerweile 10 Uhr geworden) einige halb verweste Eingeborene begraben sollten, die in der Nähe der Station herumlagen. Dann endlich konnten wir uns zu kurzer Ruhe im Sande niederlegen, um mit der ersten Morgendämmerung

unsere traurige Arbeit bei der Pforte wieder aufzunehmen. Diesmal bekam ich den Befehl, nachmittags um 3 Uhr zurück zu sein.

Wir arbeiteten in fieberhafter Hast und waren nach weiteren zehn Stunden angestrengtester Tätigkeit endlich so weit, daß ich meinen Auftrag für beendet ansehen konnte. Wenn ich auch als Gefangener nach einem südafrikanischen Kamp verschleppt werden und meinem Kommandeur nicht mehr würde melden können, so wollte ich doch wenigstens das Bewußtsein mit mir nehmen, daß ich meinen Auftrag ausgeführt und sinngemäß zu Ende gebracht hatte. Nun mochte kommen, was sich nicht mehr ändern ließ.

Wir trugen die Toten zusammen. — Am Fuße der schroffen Hügelkette, die die Pforte umschließt, steht ein einsamer baumhoher Mopanebusch. Wie ein schlechter Witz wirkt seine immergrüne leuchtende Baumkrone inmitten der unbeschreiblichen Trostlosigkeit dieser Wüstenlandschaft. — Hier haben wir sie bestattet in einem gemeinsamen tiefen Grab; der glühende, flimmernde Namibsand deckt deutsche Männer, die fern der Heimat auf verlorenem Posten ausgeharrt und den Heldentod gefunden haben; ein immergrüner Baum, eine schwere Steinpyramide am Kopfende des Grabes, ein kleines Kreuz aus weißen Steinen bezeichnen die Stelle, wo sie die letzte Ruhe fanden.

Um 3 Uhr waren wir pünktlich zurück. Wieder der pompfaste Empfang vor dem Stationsgebäude; dann ließ mich der Burenoberst rufen. — Ich mußte, was kommen würde, kommen mußte, und beschloß, einen letzten Versuch zu machen; mehr wie schief gehen konnte es ja nicht! Ich erklärte ihm in ruhiger Form, aber mit

einer nicht mißzuverstehenden Deutlichkeit, daß er sich mit unserer bisherigen Behandlung, vor allem der Beschießung und Plünderung meines Zuges, eines mehrfachen groben Verstoßes gegen die Genfer Konvention schuldig gemacht habe, und daß es einen nicht zu rechtfertigenden Völkerrechtsbruch bedeuten würde, uns zu alledem noch festzuhalten und an der Rückkehr gewaltsam zu hindern.

Ich war von der Aussichtslosigkeit meiner Bemühungen im voraus vollständig überzeugt, und deshalb um so freudiger überrascht, als er mir nach kurzer Überlegung erklärte: „All right, Sie können gehen!“ — Ich war nach der Behandlung am vorhergehenden Tage über diese plötzliche Wendung der Dinge so erstaunt, daß ich die ganze Geschichte für einen Bluff hielt, und erklärte ihm sofort, daß ich keinesfalls meine Leute, Pferde und den Zug im Stich lassen könnte; aber selbst damit erklärte er sich einverstanden. — Ob es mein holperiger Redeschwall gewesen ist, der diese unerwartete Sinnesänderung bei meinem „General“ hervorgebracht, oder ob er an diesem Tage besonders gut gefrühstückt hatte, ist mir nicht klar geworden. Tatsache blieb es: Wir waren frei!

Und jetzt ließ ich mich nicht mehr lange bitten! Mit möglichster Beschleunigung wurden unsere Bagage verpackt, die Pferde verladen und das abgebrochene Gleis notdürftig wiederhergestellt — dann traten wir den Rückweg an. Eine weite Strecke folgte eine berittene Patrouille dem langsam fahrenden Zuge; die Vorposten ließen uns unbehelligt durch. — Am folgenden Abend traf ich in ziemlich abgerissenem Zustand wieder bei meiner Batterie ein; ich war 48 Stunden überfällig

— man hatte mich nicht mehr erwartet! — Gott sei Dank, diesmal war's noch gut abgelaufen, und der bittere Kelch der Gefangenschaft haarscharf an uns vorübergegangen. — Aber dem „Schutze“ der Roten-Kreuz-Flagge habe ich mich seither nicht wieder anvertraut!

Rückmarsch.

Wochenlang lagen wir bei der Farm Ubib im Grenzgebirge der Namib in einer Vorpostenstellung und starteten ins Khanrivier hinab, aus dem der böse Feind aufsteigen sollte; aber der ließ sich merkwürdig lange Zeit. Es war „erhöhte Alarmbereitschaft“ befohlen, und die ist als Dauerzustand ein recht zweifelhafter Genuß. — Von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang durfte weder Licht gemacht noch Feuer angezündet werden, und die Aprilmächte waren schon bitter kalt. Jeden Morgen vor Tag und Tag wurde gepackt, eingepannt und alles zum Abrücken fertig gemacht. Bis zum Sonnenaufgang blieb die Mannschaft vollzählig bei den notdürftig eingedeckten Geschützen; dann wurde wieder abgebaut und der Tag hingebracht wie stets — mit Abwarten und Patrouillenreiten. Und in der folgenden Nacht dasselbe Spiel. — Am 20. April endlich wurden wir in eine Aufnahmestellung auf Usafos zurückgenommen und konnten einige ungetrübte Tage lang in langentbehrten Kulturgenußen schlemmen. — Dann gab's wieder ernste Arbeit.

Unsere Front, die Botha den Vormarsch auf Karibib bis auf weiteres verriegeln sollte, verlief jetzt in annähernd nord-südlicher Richtung von Spitzkoppje über Ebony und Ubib auf Djimbingwe. Den südlichen